Die höchstgelegene Verfassung der Welt

Nepal sucht den schwierigen Konsens von demokratischen, maoistischen und königstreuen Volksvertretern.

Von Axel Michaels

England hat keine, Israel, Neuseeland und Saudi-Arabien ebenfalls nicht. Die Europäische Union sucht noch eine. Die Vereinigten Staaten haben ihre seit 1787, Frankreich seit 1791. Die meisten anderen Staaten besitzen sie mittlerweile auch. Sogar der Vatikan hat eine.

Die Rede ist von einer Verfassung. Nepal ist ebenfalls auf der Suche nach seiner eigenen Verfassung – seit April 2008, als das Land im Himalaja sich in der konstituierenden Sitzung der ersten verfassungsgebenden Versammlung, die zugleich das Parlament ist, zur demokratischen Republik erklärte. Nach mehreren Anläufen ist gerade jedoch abermals der selbstgesetzte Termin zur Verabschiedung einer Verfassung gescheitert. Auf einer entscheidenden Sitzung am 20. Januar kam es zu tumultartigen Szenen, bei denen Vertreter der Opposition ihre Kollegen mit Stühlen und Mikrofonen bewarfen, um eine drohende Abstimmung der Regierungsparteien, die über eine Zweidrittelmehrheit verfügen, zu verhindern.

Der kleine Staat brauchte nicht unbedingt eine Verfassung, lebt er doch seit dem 15. Januar 2007 mit einer Interimsversion. Aber nach 240 Jahren absoluter Monarchie, nach fast zehn Jahren blutigem Bürgerkrieg mit mehr als 13 000 Toten, nach einem Massaker 2001 im Königsplast, bei dem fast die gesamte königliche Familie ausgelöscht wurde, wollen die Bürger endlich ihre Rechte verbrieft und politische Stabilität haben.

Viele Nepalis sind nach wie vor staatenlos, weil sie nicht nachweisen können, dass sie überhaupt Bürger ihres Landes sind. Wenn etwa der Vater unbekannt oder im Ausland verschollen ist, kann ein Kind in Nepal weder studieren noch die Staatsbürgerschaft bekommen, da für beides immer noch der Vater gebraucht wird. Daher gibt es jetzt Demonstrationen dafür, dass die Mutter die gleichen Rechte wie der Vater bekommt.

Nepal ist ein komplexes Land: Es gibt hier mehr als 120 Sprachen, mindestens ebenso viele ethnische Gruppen (von mit Indien verbundenen Bewohnern des Tieflandes, Terai genannt, bis zu tibetischen Ethnien wie den Sherpas in den Hochgebirgsregionen) und eine Kastengesellschaft. Bei der Wahl am 19. November 2013 traten denn auch gleich 143 politische Parteien an. Kein Wunder, dass sich an der Frage der Bildung von Bundesländern in Nepal die Geister scheiden. Soll der Zuschnitt entlang der Sprachgrenzen, nach den Bevölkerungsgruppen oder den Regionen gehen? Da sämtliche Regionen von verschiedenen Bevölkerungsgruppen durchsetzt sind, geht es meist eher um die Bezeichnung der künftigen Bundesländer. Weitere Hauptstreitpunkte sind die Machtverteilung zwischen Premierminister und Präsident, die Wahl der Parlamentarier über Listen oder Direktkandidaten und die Schaffung eines Verfassungsgerichts. Während eine Koalition aus der sozialdemokratischen Nepalischen Volkspartei (Nepali Congress), der Marxistisch-Leninistischen Kommunistischen Partei Nepals und der Rastriya Prajatantra Party Nepal, die eine konstitutionelle Monarchie befürwortet, eine föderale Mischung von sechs oder mehr ethnisch gemischten Provinzen bevorzugt, bestehen die Maoisten zusammen mit dreißig kleineren Parteien auf einem Zuschnitt nach Identitäten. Sie verstehen darunter eine Verfassung, die den marginalisierten Kasten und Gemeinschaften mehr Rechte gibt. Daneben kämpfen Frauengruppen, königstreue Hindunationalisten und andere Splittergruppen mit einer Fundamentalopposition für ihre Rechte. Sie kennen nur die Sprache von Terror und Gewalt, sagen die einen; sie wollen heimlich die Monarchie zurück, sagen die anderen.

Neben Fragen ethnischer und nationaler Identität geht es aber auch um handfeste wirtschaftliche Interessen, in die sich die großen Nachbarn Indien und China heftig einmischen. Indien will Wasserkraftwerke, China eine Eisenbahn durch das Land bauen, um sich damit den indischen Markt besser zu erschließen.

Das Tiefland Nepals ist fruchtbar, die Kornkammer des Landes. Es will nicht von den elitären Beamten im Katmandutal bevormundet und ausgesaugt werden. Die dortige Bevölkerung, die inzwischen nahezu fünfzig Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht, spricht meist dem Hindi verwandte Dialekte. Als aber im Juli 2008 der Vizepräsident Paramandana Jha seinen Amtseid in Hindi statt in der Amtssprache Nepali ablegte, gab es einen Sturm der Entrüstung. Jha musste nach einer höchstrichterlichen Entscheidung den Eid ein Jahr später in Nepali wiederholen – eine Demütigung für die vielen Hindisprechenden im Land.

Jedoch liegt die wirtschaftliche Zukunft Nepals wohl nicht im Tiefland, sondern im gebirgigen Norden, weil dort Wasserkraft, seltene Erden, Heilpflanzen und der Tourismus Profite versprechen. Keine Region will mit der anderen teilen, jede beharrt auf weitgehender Selbständigkeit. Das multi- und transkulturelle Land war 1768 durch König Prithvi Narayan Shah geeint worden, vorher bestand es aus fünfundzwanzig Fürstentümern.

Das Land ist stolz darauf, nicht einmal von den Briten erobert worden zu sein, und immerhin gibt es ein gemeinsames politisches Forum. Bereits im November 2005 führte ein Friedensdialog zwischen einem Bündnis aus den sieben vormals im Parlament vertretenen Parteien und den aufständischen Maoisten zur Unterzeichnung eines Zwölf-Punkte-Abkommens, das einen politischen Friedensprozess einleitete. In der Folge konnte 2008 der Führer der maoistischen Rebellen, Pushpa Kamal Dahal, der immer noch lieber mit seinem Kampfnamen Prachanda („der Kämpferische“) angeredet wird, zum Premierminister gewählt werden. Die Einigung auf diesen Friedensprozess gehört seitdem zu den immer wieder beschworenen Bestandteilen nepalischer Politik. 2012 konnte sogar die bis dahin internierte maoistische Rebellenarmee freigelassen, entlohnt und teilweise in die staatliche Armee überführt werden.

Prachanda aber enttäuschte das in ihn gesetzte Vertrauen. In der Politik hat er sich weitgehend selbst marginalisiert, die Wahlen verloren, den Vorsitz der Partei abgeben müssen und sich in einen zähen Streit mit dem jetzigen Parteivorsitzenden Baburam Bhattarai begeben. Es heißt, der frühere Rebellenführer brauche die Immunität wegen der Gefahr einer Anklage wegen Kriegsverbrechen. Es heißt, er habe Gelder veruntreut, die für die Integration der maoistischen Guerrilla ins Militär gedacht waren. Trotzdem sieht Prachanda sich nach wie vor als Führer der Armen und Unterdrückten, als legitimer (wenn schon nicht legitimierter) Kämpfer gegen die herrschende Klasse.

Freilich ist es nicht Prachanda allein, der eine Abstimmung über die Verfassung bislang verhindert hat. Auch der Vorsitzende der Marxistisch-Leninistischen Kommunistischen Partei Nepals, KP Oli, wollte sie in mehreren Punkten verhindern, zum Beispiel bei der Frage nach Zuerkennung der Staatsbürgerschaft durch mütterliche Abstammung.

Trotz aller Anstrengungen mündete der Friedensprozess also bislang nicht in eine Verfassung; der Druck im Parlament und auf der Straße war zu groß. Daher hat Subhash Chandra Nembang, der ungeschickt agierende Präsident der verfassunggebenden Versammlung, über die Entwürfe gar nicht abstimmen lassen. Die Versammlung wurde 2013 für vier Jahre gewählt, das jetzige Scheitern der Abstimmung nach knapp einem Jahr bedeutet deshalb noch nicht das Ende des Prozesses, wohl aber eine große Enttäuschung für die Bevölkerung, die es leid ist, immer wieder durch Streiks und Kungeleien der Politiker hingehalten zu werden. Ohnehin interessiert viele Menschen mehr als alles andere die wirtschaftliche Entwicklung – ein Viertel der Bevölkerung Nepals verdient weniger als ein bis zwei Euro am Tag. Die Jugendarbeitslosigkeit liegt bei 38 Prozent, jeden Tag verlassen im Schnitt 1500 junge Nepalis ihr Land, bislang schon etwa 3,5 Millionen, um ihr Geld im Ausland zu verdienen, etwa auf großen Baustellen, wo schon Hunderte wegen der schlechten Arbeitsbedingungen gestorben sind. Das nepalische Volk will Bildung, Gesundheit, Wasser, Strom, Abwasser- und Abfallversorgung.

Angesichts dieses Konflikts nimmt sich die Gewalt in Nepal bislang bescheiden aus. Gewiss, der Vandalismus im Parlament, die alles lahmlegenden Streiks der Gewerkschaften, die indirekten Opfer der wirtschaftlichen Misere, die große Geheimniskrämerei dürfen nicht verschwiegen werden. Zu Recht prangern die Medien dies immer wieder an. Viele, besonders Ausländer, fragen sich, ob das überhaupt noch etwas mit der Verfassung wird. Nepal wird oft Unfähigkeit, Rückständigkeit und Mangel an politischer Kultur attestiert.

Dabei gibt es eine große Übereinstimmung in den skizzierten Grundlinien der zukünftigen Verfassung. Die Präambel wird mit einiger Sicherheit besagen, dass Nepal eine demokratische, föderale und säkulare Republik ist, mit unabhängigen Gerichten, verbriefter Gleichheit aller Menschen, Rede-, Versammlungs- und Pressefreiheit.

Darauf aufbauend, hält der Prozess an, friedlich nach einem Konsens zu suchen. Diese Suche begleitet die Bevölkerung trotz vielerlei Verdrusses beeindruckend geduldig. Die meisten Leute sehen es unabhängig von Parteisympathien als wichtig an, dass eine Übereinkunft entsteht, um die Verfassung zu verabschieden. Die meisten Nepalis wissen, dass eine Abstimmung zum jetzigen Zeitpunkt nur wieder zu Unruhen führen würde und deshalb nicht realisierbar ist.

Bedenkt man, wie heftig sich andernorts Menschen wegen unterschiedlicher politischer oder religiöser Überzeugungen bekämpfen und töten, verdient diese Haltung Bewunderung. Wie wäre es, wenn Nepal als Vorbild für andere Staaten Geduld und das Prinzip der Gewaltlosigkeit in seine Verfassung aufnähme?

Axel Michaels lehrt am Südasien-Institut der Universität Heidelberg.

Ob er in dieser Lage auch singen kann? Mélisande (Camilla Tilling, stehend) macht sich Gedanken über Golaud (Oliver Zwarg). Foto Matthias Creutziger

Behaglichkeit, Niedergang und Süße

Claude Debussys „Pelléas et Mélisande“ kehrt nach dreißig Jahren auf den Dresdner Spielplan zurück

Sie könnten so glücklich sein! Sie könnten sich – einfach, ganz einfach – der Musik überlassen. In ihr schimmert das Wasser, funkelt das Sonnenlicht, flüstert der Wind. Die traurigen Bewohner des siechen Königreichs Allemonde könnten doch aufhören, Fragen zu stellen, und sich der sanften Zutraulichkeit der Erscheinungen hingeben. Wald, Meer, Grotte, Luft – das alles ist ja herrlich zu hören im Spiel der Staatskapelle Dresden. Eine freundliche Einladung zur Genügsamkeit: wie die Wasserreflexe, die von der Bühne (Alfons Flores) durch das Licht (Marco Filibeck) an die bunte Decke der Semperoper geworfen werden. Man sitzt in einer flimmernden Höhle als tönend bewegter Form.

Sicher, der Dirigent Marc Soustrot hält das Orchester erst einmal an, sich in der Nervosität und Expressivität zurückzunehmen, die es von Richard Wagner oder Richard Strauss kennt. Seit über dreißig Jahren stand in Dresden „Pelléas et Mélisande“ von Claude Debussy nicht auf dem Spielplan. Und nun klingt dieser seltene Ausflug ins französische Repertoire zunächst nur wie eine Rücknahme deutscher Gewohnheiten, ein Mangel an Kraft und Zielstrebigkeit. Wie man „doux et expressif“ – zart und ausdrucksvoll – spielt, wie man in kleinsten Nuancen Lebhaftigkeit bewahrt, ohne laut zu werden, das wäre noch zu lernen. Aber das Orchester klingt sehr schön, auch wenn seine Sanftheit eher Selbstbeschränkung als Reichtum zu sein scheint.

Die Sänger können sich wohl fühlen dabei. Camilla Tilling als Mélisande muss niemals forcieren. Ihr milder, tragfähiger Sopran füllt das große Haus mühelos, auch wenn sie den ganzen letzten Akt im Liegen singt. Pelléas ist nach französischer Tradition nicht mit einem Tenor, sondern mit einem hohen Bariton, Phillip Addis, besetzt. Der junge Mann aus Kanada bringt Sprachkompetenz mit und vereint Festigkeit mit Leichtigkeit in seiner Stimme. Am meisten Anteilnahme erweckt allerdings Oliver Zwarg als Golaud: Kraft und Güte liegen in seiner Stimme. Gewalttätig ist dieser Mann nicht aus Bosheit geworden, sondern aus der Missachtung seiner Geduld. Und wenn er am Schluss Mélisande um Verzeihung bittet, ist das ein Höhepunkt der Aufführung. Elias Mädler (vom Tölzer Knabenchor) ist als Yniold zwar schon etwas groß geraten für ein Kind, das Papa Golaud auf die Schultern heben kann. Aber dafür singt er mit einem so sicheren, durchdringenden, voll ausgereiften Knabensopran, wie man ihn heute nicht mehr alle Tage hört.

Von der Unfähigkeit der Menschen, besonders der Männer, der Oberfläche zu trauen und Rätsel einfach hinzunehmen, erzählt Debussys Oper nach dem Drama von Maurice Maeterlinck. Die scheue Mélisande, die der Ritter Golaud im Wald findet und mit ins Schloss zu seiner Mutter Geneviève, seinem Großvater Arkel, seinem Bruder Pelléas und seinem kleinen Sohn Yniold nimmt, diese stille, zaghafte Frau bringt den Mann um den Verstand. Durch ihre Unzugänglichkeit. Durch ihr Schweigen über die Vergangenheit. Durch ihr scheinbares Missgeschick, mit dem sie erst eine Krone, dann einen Ring ins Wasser fallen lässt und sich wehrt, dass man sie zurückholt. Mélisande ist die Frau, die die Männer hindert, den Dingen nachzugehen, in die Tiefe zu dringen. Man spürt, dass sie an einem Trauma trägt und dass für sie „einer Sache auf den Grund gehen“ fast dasselbe ist wie „ zugrunde gehen“. Nur Pelléas, dem übel wird in der Tiefe (wie er zu Golaud in der Zisterne des Schlosses sagt), nur Pelléas findet Zugang zu Mélisande. Er fragt nicht. Er ist einfach nur da wie ein Spielkamerad.

Der katalanische Regisseur Àlex Ollé, Mitglied der Künstlergruppe La Fura dels Baus, hat die gedankliche Spannung von Oberfläche und Tiefe ins Sichtbare geholt. Die ganze Bühne überzieht ein Wasserfilm als Metapher für Spiegel und Unergründlichkeit. Mittendrin steht ein großer Block, mit einem Stoff, knittrig wie Japanpapier, überzogen. Wird er von außen angestrahlt, ist er ein kantig-rauher Felsen. Kommt das Licht aus seinem Innern, wird er zum Wohnhaus mit verwirrenden Wänden. Man wird auch hier nicht so leicht klüger, wenn man ins Innere dringt.

Gleichwohl scheint ein Fluch auf diesem Haus zu liegen. So behaglich, gutmütig, menschenfreundlich die Stimme von Tilmann Rönnebeck auch klingt – dieser König Arkel küsst zu gern Frauen, die ihn nicht küssen wollen. Christa Mayer als Geneviève zeigt, dass sie in diesem Haus Schaden nahm. Sie zeigt es in der stummen Abwehr von Arkels Zudringlichkeit. Sie zeigt es als stille Pietà-Figur, wenn sie ihren Sohn Pelléas aufliest, den sein eigener Bruder Golaud erschossen hat. Sie zeigt es auch im dunklen Unterton ihrer Stimme. Àlex Ollé aber belässt es bei diesen Andeutungen. Er geht ihnen nicht nach. Mélisandes Bitte im Wald – „Rühren Sie mich nicht an!“– scheint ihm Weisung zu sein, auch dem Stück nicht auf den Leib zu rücken. So bleiben die Rätsel aufdringlich im Raum und hindern uns weiter daran, einfach nur glücklich zu sein. JAN BRACHMANN

Um einen Goethe in den Ohren bittend

Sei freundlich: Wolfgang Rihm spricht bei den Frankfurter Poetik-Vorlesungen über das Erfinden von Musik

Er ist der Organiker der Gegenwartsmusik. Wolfgang Rihms kolossal reiches, historische Formen und Idiome meisterlich ausweitendes Werk dehnt Grenzen lieber kunstvoll aus, anstatt sie zu durchbrechen. Rihm schockiert sein Publikum nicht durch Traditionszertrümmerung, er mutet ihm nicht zu, dem Meister in unwirtliche Geräuschwelten im Innern der Klänge zu folgen, er versetzt es nicht in menschenleere Galaxien. Dass er einer der meistgespielten Komponisten der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts wurde, wie die Frankfurter Musikwissenschaftlerin Marion Saxer jetzt in ihrer Einführung zu Rihms Auftritt im Rahmen der Poetik-Vorlesungen im Audimax der Goethe-Universität anmerkte, verdankt sich zweifellos auch dieser wesenhaften Freundlichkeit.

Unsere gesellschaftliche Situation, wo der aggressive, stumpfe Ton einerseits und die schwindende Fähigkeit zum Hören und zur Empathie, zu dem, was Schelling als „aktive Passivität“ beschrieb, andererseits einander verhängnisvoll bestärken bis hin zur Sklerose – und das nicht nur in der Musik –, macht das Zuhörgenie Rihm zum avantgardistischen Hoffnungsträger. In der Musik drücken wir unsere

Wolfgang Rihm Foto Wolfgang Eilmes

Verläufe aus, sagt der Komponist, nicht ohne darauf hinzuweisen, wie absurd es eigentlich sei, wenn er über etwas so Intimes wie den eigenen Schaffensprozess zu reden versuche. Ihr Medium sei unser flüssiger Aggregatzustand: das Rauschen des Blutes, der Puls des Herzens, Ebbe und Flut der Atembewegung, der Wechsel der Jahreszeiten. In der Klangkunst versuche der Mensch, so Rihm, die Erfahrung seines Werdens und Vergehens schöpferisch zu gestalten und ihr dadurch Sinn abzugewinnen. Wie viel psychophysische Kapitulation und Weltflucht, welch sinnlicher Defätismus liegt darin, wenn Leute sich freiwillig mit Rockmusik zudröhnen oder durch überzuckerte Popsymphonik ersatzbefriedigen lassen! Der Niedergang der ernsten Musikkultur in einem Sozium zeugt immer auch von der selbstverschuldeten Verblödung der Gefühle.

Musikschreiben sei eine Antwort auf Musik, die vorher erklungen ist, weiß Rihm, und er beschreibt auch den schöpferischen Prozess als das fortgesetzte Hervorbringen von etwas Anderem durch ein vorher Gesetztes. Am Beispiel eines vor vierzig Jahren entstandenen Orchesterstücks, das mit einem mächtigen Hammerschlag beginnt, erklärt er, mit diesem Schlag habe er sich bei seiner kompositorischen Arbeit gewissermaßen sein Startsignal gesetzt. Indes stamme der Hammerschlag aus der spätromantischen Symphonik, wo er eine Höhepunktsituation markiere, so Rihm, er habe ihn isoliert wie ein Ausrufezeichen. Im Zeitkontinuum „gebar“ er aus sich heraus einen zweiten Schlag, der wieder einen anderen hervorbrachte und so fort, dialektisch und variierend eine Form ausprägend wie beim Wachstum einer Pflanze. Rihm hat dafür den Begriff des vegetativen Komponierens geprägt. Aus den Klanggeschehnissen erwüchsen Proportionen. Scharf Artikuliertes, das sich in Flächenklänge schneide, eröffne durch die Kreuzung zweier Perspektiven Räume. Und eine Tempostraffung beziehungsweise -dehnung rücke das Material jeweils in größere Nähe beziehungsweise Ferne.

Das Hören von Musik vermittele niemals Aha-Erlebnisse, behauptet Rihm. Eher schaffe es so etwas wie Beheimatung, verdeutliche genetische Verwandtschaft und Ähnlichkeiten, öffne Wege des Weiterkommens, vergegenwärtige aber immer auch Verantwortung. Und als stets schwindende, vergehende Kunstform beschreibe Musik stets auch den Tod, betont Rihm, der zum Fragenbeantworten fromm die Saalschräge hochklettert, um mit jedem Frager auf Augenhöhe zu kommunizieren. Die erhabene Musik übersteige ihn, verriet der Künstler und versicherte den Anwesenden zugleich, irre Blicke brauchten sie von ihm nicht zu befürchten. KERSTIN HOLM